DER BISCHOF VON LIMBURG
Dr. Georg Bätzing

PREDIGT AM KREUZFEST
14. SEPTEMBER 2025 | HOHER DOM ZU LIMBURG
ABSCHLUSS DER STERNWALLFAHRT
TEXTE: NUM 21, 4-9 – PHIL 2, 6-11 – JOH 3, 13-17

Liebe Geschwister im Glauben!

Wir haben allen Grund zur Hoffnung. – „Wie bitte?", mögen Sie denken. „Bischof, bist du blind für die Realitäten? Schau dich doch um in der Welt. Worauf haben wir in den vergangenen Jahrzehnten nicht alles gehofft und sind enttäuscht worden?" Ja, recht haben Sie. Hatten wir nicht die Vision, Europa frei und großzügig, einladend und demokratisch zu gestalten und um diejenigen Nationen zu erweitern, die sich uns anschließen wollen? Und da kommen Finanz- und Wirtschaftskrise, eine Pandemie mit nachhaltigen Auswirkungen, Kriege und Vertreibung an vielen Orten und in der Folge ein enormer Anstieg der Migration, Rechtsruck und neuer Nationalismus gefährden in etlichen Ländern demokratische Strukturen und das große Friedensprojekt Europa.

Ein russischer Aggressor führt seit dreieinhalb Jahren Krieg gegen die souveräne Ukraine, um sie letztendlich auslöschen zu wollen. Das Ziel dahinter ist eine neue Weltordnung, und dazu setzt er unverhohlen auf das Recht des Stärkeren. Die Stärke des Rechts und der Gerechtigkeit dürfen aber nicht auf der Strecke bleiben, darum herrscht in den europäischen Staaten weitgehende Einmütigkeit, die Ukraine in ihrem Verteidigungskampf zu unterstützen.

Annähernd 600 Mio. Euro haben Katholikinnen und Katholiken im letzten Jahr aufgebracht, um der Not der Menschen in der weiten Welt abzuhelfen und Hilfe zur Selbsthilfe derer zu leisten, die unsere Unterstützung brauchen, um sich zu entwickeln, um Korruption zu bekämpfen und Bildung, medizinische Standards und demokratische Strukturen als Zukunftssicherung aufzubauen. Aber gleichzeitig streicht der Präsident eines freien demokratischen Staatenbundes mit einem Federstrich die Beteiligung an internationalen Hilfsprogrammen. Und auch hierzulande zweifeln zunehmend mehr Menschen an der Sinnhaftigkeit der Entwicklungshilfe – sie habe doch offensichtlich auf lange Sicht wenig Fortschritt und Stabilität in den betreffenden Ländern gebracht.

Es sind bedrückende Beispiele, und ich gebe zu, dass mich diese ganze Situation auch persönlich verunsichert und beunruhigt: Was ist aus der großen Vision geworden, der Fortschritt technischer, wissenschaftlicher und globaler Vernetzung werde auch dazu führen, dass Freiheit und Gerechtigkeit wachsen, dass Armut und Hunger wirksam bekämpft werden, dass die Lebensverhältnisse von Menschen der einen Erde nach und nach angeglichen würden; und dass die Welt auf diesem Wege mehr und mehr zusammenwächst. Aber das war wohl offensichtlich eine Täuschung. Wir haben zu wenig mit dem unverhohlenen Machtstreben einzelner, mit Mechanismen der Unterdrückung und Korruption, mit der Gier nach Geld und Einfluss gerechnet. Dass Kriege bald allgemein geächtet würden, was für eine Fehleinschätzung; dass Klimaschutz und Schöpfungsverantwortung besonders in den wohlhabenden Gesellschaften allein schon aus Eigeninteresse zu Verzicht und Änderung des Lebensstandards motivieren mögen, es scheint kaum möglich.

Haben wir wirklich Grund zur Hoffnung? Hoffnung, so hat Václav Havel (1936-2011), der tschechische Dramatiker, Menschenrechtler und Politiker vor 35 Jahren einmal gesagt, „Hoffnung ist eben nicht Optimismus. Es ist nicht die

Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat – ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht." Hoffnung baut einen Steg über den Abgrund. Hoffnung vernimmt einen Ton, den Sinne und Verstand nicht wahrzunehmen in der Lage sind. Hoffnung ahnt bereits das kommende Licht, ohne darüber verfügen zu wollen, denn zur Zukunft gehört es ja stets, dass sie unverfügbar ist.

In diesem Sinne ging der Gekreuzigte seinen Weg als Pilger der Hoffnung. Er konnte nicht wissen, ob es gut ausgeht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?", betet er sterbend mit dem Psalm 22 (Ps 22,2). In seinem unbändigen Gottvertrauen („vom Mutterleib an bist du mein Gott": Ps 22,11) hielt er fest daran, dass sein Lebensweg Sinn macht – für sich selbst und für viele, am Ende für alle: „Seine Heilstat verkündet man einem Volk, das noch geboren wird: Ja, er hat es getan" (Ps 22,32), mit dieser großen Zuversicht endet derselbe Psalm 22. Weil Freiheit und Gerechtigkeit, weil Glauben und Lieben, weil Verantwortung und der Einsatz für eine bessere Welt Sinn machen, deshalb hoffen wir – so hoffen wir.

Mir wird im Nachdenken aber auch immer verständlicher, was wir damit meinen, wenn wir sagen: Hoffnung ist eine göttliche Tugend. Hoffen können ist nicht selbstverständlich angesichts all der gegenläufigen Realitäten, die uns Tag für Tag umgeben und die ihren Eindruck in unseren Seelen hinterlassen. Was also nährt die Hoffnung? Wie lebt die Hoffnung auf? Ich finde, es sind nicht zuletzt die großen Erzählungen und Bilder (vgl. Bettina Eltrop, retten. Andere Lieder singen, in: 42 große Wörter. Schlüssel zur Botschaft der Bibel. Herausgegeben von Egbert Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber und Uta Zwingenberger. Mit einem Geleitwort von Felicitas Hoppe, Gütersloh 2024, 332-341), die unser Glaube wie eine Art Schatztruhe über die Jahrhunderte bewahrt hat. Ein Gott, der rettet, steht in der Gründungserzählung vom Exodus (vgl. Ex 12-15) vor unseren Augen: Da wird Macht in Frage gestellt und Gott vorgestellt als der, der freien Raum schafft, aus Nöten und Gewalt befreit – besonders die Kleinen und Ohnmächtigen, weil sie keine andere Hilfe haben als Gott. Oder das großartige Bild eines Schöpfungsfriedens beim Propheten Jesaja: Wolf und Lamm leben friedlich miteinander (vgl. Jes 11,6). Oder heute, das Bild von der kupfernen Schlange als Rettungszeichen, das Jesus auf sich selbst bezieht. Ja, der Blick zum Kreuz und auf den Gekreuzigten führen uns ganz nah heran an die lebensbedrohenden Gefährdungen, auf die Menschen andere aus Neid und Wut und Habgier und Verachtung festnageln. Wegschauen und sich das Leben schönfärben, ist da keine Option. Hinschauen, aufschauen zu dem, der sich selber gibt und auf diese Weise die Spirale der Gewalt heilsam zerbricht, darin liegt Hoffnung.

Und nicht selten sind es Lieder – neue und alte, aus denen sich die Hoffnung nährt. Nach der Befreiung aus dem Sklavenhaus Ägyptens singt Myriam ihr Lied. Und Maria singt schon vor der Geburt des Herrn prophetisch ihr Hoffnungslied. Mir jedenfalls geht es so, dass solche Lieder mir helfen, Hoffnung einzuüben. Und sage niemand, das sei doch naiv, was könnte das bewirken gegen die harten Fakten? Die Erzählungen und die Lieder der Hoffnung sind mächtig gegen zerstörerische Systeme, diktatorische Herrschaft und Unterdrückung. Oft genug – etwa in den Friedensgottesdiensten im Herbst 1989 – wächst so das Vertrauen, das schlimme Zustände sogar friedlich gewendet werden können. Als Paulus und Barnabas einmal wegen ihres Wirkens in Philippi im Gefängnis landeten, da singen sie als Gefangene mitten in der Nacht im Kerker Psalmen. Und derweil fallen alle Ketten und Fesseln von ihnen ab, die Türen springen auf – sogar der Gefängniswärter wird gerettet und wird Teil der Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu (vgl. Apg 16,25-34). So weit geht unsere Hoffnung. Die Hoffnung auf Rettung, Befreiung, Frieden und Versöhnung bezieht sogar die unterdrückten Unterdrücker mit ein.

Wir haben guten Grund zur Hoffnung. „Glauben im Namen der Welt, hoffen für die Welt, lieben im Namen der Welt", so hat es die französische Sozialarbeiterin und Mystikerin Madeleine Delbrêl (1904-1964) einmal beschrieben. Mitten in dieser Welt Parzellen der Menschlichkeit sein, Inseln göttlicher Anwesenheit; darin sieht sie exemplarisch den Auftrag für alle Christinnen und Christen. Alles Übrige sei Beiwerk. Wie die Hoffnung zusammenführt, das dürfen wir heute ja in wunderbarer Weise erleben. Zusammenkommen, pilgern und miteinander unterwegs sein, sich gegenseitig Geschichten der Hoffnung anvertrauen und miteinander die Lieder der Hoffnung einüben, bis sie unser Herz erreichen und es verwandeln als ersten Teil einer neuen Welt. Wir haben allen Grund zur Hoffnung, wer sonst, wenn nicht wir.